

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Landbote. 1849-1934 1934**

303 (29.12.1934) Beilage zum Landboten

# Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft

Beilage zum Landboten (Sinsheimer Zeitung)

## Allgemeines

Der Anbau von Gemüse einschließlich Erdbeeren im Jahre 1934

Die langsame Vergrößerung der Anbaufläche für Gemüse in den letzten Jahren hat sich auch im Jahre 1934 weiter fortgesetzt. Nach den vom Statistischen Reichsamt durchgeführten Feststellungen betrug die Gesamtanbaufläche von Gartengewächsen in feldmäßiger Bestellung und in Erwerbsgartenbaubetrieben, worin allerdings auch die Erdbeeren mit eingerechnet sind, im Jahre 1934 158 676 ha gegen 153 519 ha im Jahre 1933 und 153 464 ha im Jahre 1932. 1927 wurde bei der Bodenbenutzungs-erhebung demgegenüber nur eine Anbaufläche von 136 970 ha ermittelt. Den Anbauumfang der einzelnen Gemüsearten und die Entwicklung im Vergleich zum vergangenen Jahre zeigt die nachfolgende Uebersicht:

	1934	1933
Weißkohl	40 886	(41 244)
Rotkohl	7 565	(7 311)
Wirsingkohl	5 823	(5 607)
Blumenkohl	4 084	(3 917)
Rosenkohl	3 028	(2 857)
Grünkohl	4 584	(5 428)
Kohlrabi	2 613	(2 223)
Grüne Erbsen	8 326	(8 881)
Grüne Bohnen	6 813	(6 898)
Mohrrüben	6 670	(6 425)
Zwiebeln	6 621	(6 726)
Meerrettich	1 305	(1 578)
Spargeln	23 064	(22 737)
Gurken	9 113	(7 862)
Salat	3 280	(3 272)
Tomaten	1 874	(1 684)
Spinat und Mangold	3 207	(3 050)
Sellerie	1 848	(1 802)
Erdbeeren	8 161	(7 385)
Sonstige Gartengewächse	9 861	(9 692)
Gartengewächse zusammen	158 676	(156 519)

Im einzelnen ergibt sich, daß der Anbau von Weißkohl einen weiteren leichten Rückgang erfahren hat, nachdem im vergangenen Jahr eine stärkere Einschränkung des Anbaues erfolgt war. Dabei ist aber die Entwicklung in den einzelnen Anbaugebieten nicht gleichmäßig. Während in den meisten Bezirken nur ein leichter Rückgang des Anbaues eingetreten ist, ist eine starke Einschränkung in Baden zu verzeichnen, wo der Anbau von über 1000 ha im Jahre 1933 auf rund 650 ha im Jahre 1934 zurückgegangen ist.

Ziemlich stark ist die Steigerung des Anbaues von Kohlrabi. Es fällt hier insbesondere die Vergrößerung des Anbaues in der Provinz Sachsen auf, wo eine Vergrößerung von 96 ha auf 201 ha festgestellt worden ist, daneben hat auch in der Provinz Brandenburg, im Rheinland und zum Teil auch in Süddeutschland eine Verstärkung stattgefunden.

Beträchtlich zurückgegangen ist der Anbau von grünen Erbsen. Der jetzt auch sehr erheblich unter der Anbaufläche von 1932 liegt. Besonders auffällig ist hier, daß in Bayern in diesem Jahr nur ein Anbau von 159 ha festgestellt worden ist gegenüber 903 ha im vergangenen Jahre. Ebenso zeigt sich auch bei dem Anbau von grünen Bohnen, der im ganzen kaum eine Veränderung erfahren hat, ein harter Rückgang in Bayern, und zwar von rund 600 auf 250 ha, in Baden von 554 ha im vergangenen Jahre auf 427 ha.

Der Zwiebelanbau, der im letzten Jahre eine Steigerung um rund 10 Prozent erfahren hatte, ist nur unwesentlich zurückgegangen. Eine beträchtliche Abnahme verzeichnet der Anbau von Meerrettich. Hier wirken sich zweifellos die sehr ungünstigen Abgabeverhältnisse des vergangenen Jahres aus. In Bayern ist der Anbau um rund 100 ha auf 811 ha zurückgegangen. Die erhebliche Steigerung der Anbaufläche von Gurken, die trotz der Aufklärung im Frühjahr erfolgt ist und hauptsächlich mit den hohen Preisen im vergangenen Jahre zusammenhängen dürfte, verteilt sich auf die meisten Anbaugebiete.

Der Tomatenanbau hat entsprechend der Entwicklung, die in den vorhergehenden Jahren zu beobachten war, zugenommen. Bemerkenswert ist ferner noch die weitere Vergrößerung des Anbaues von Erdbeeren. Die Zunahme ist hier mit rund 10 Prozent auch im letzten Jahre recht beträchtlich geblieben, und zwar tritt auch hier in Erscheinung, daß fast sämtliche Gebiete an dieser Vergrößerung beteiligt sind. Gegenüber der jetzigen Anbaufläche von 8161 ha betrug 1927 nach der Bodenbenutzungs-erhebung der Anbau in feldmäßiger Bestellung und in Erwerbsgartenbaubetrieben nur 3292 ha.

### Was ist Gründüngung?

Diese Frage wurde schon wiederholt hier erörtert. Schon seit langem pflanzt der Landwirt bestimmte Pflanzen, die er vor dem Höhepunkte ihres Wachstumes zur Düngung des Bodens an Stelle des Stalldüngers unterbringt. Eine derartige Düngung bezeichnet man als Gründüngung. Es werden dazu vorzugsweise Hülsenfrüchte, wie Lupinen, Esparsette, Wicken, auch Bohnen und Erbsen verwendet. Es sind dies alles Stickstoffsammler, die mit Hilfe kleiner Lebewesen, den Knöllchenbakterien, den freien Stickstoff der Luft aufnehmen und verarbeiten. Dadurch, daß diese Pflanzen den Stickstoff in den Wurzeln, dem Krautwerk und späterhin auch in großer Menge in den Samen aufspeichern, gewinnen diese an Bedeutung als Nahrungsmittel, aber auch ihr Blattwerk als Düngung, wenn es in noch grünem Zustande vor der Samenbildung untergebracht wird. Die Gründüngung lockert außerdem den Boden, macht ihn krümelig und erhöht seinen Gehalt an Humus. Es lohnt sich also diese Düngungsweise vornehmlich bei leichten und mittelschweren Böden. Allerdings wird man im Garten kaum Platz haben oder opfern wollen für den Anbau besonderer Gründüngungspflanzen. Dafür sind die Buschbohnen um so wertvoller als Gründüngung, da sie neben dem Ertrag an Früchten noch einen erheblichen Gehalt an Stickstoff in den Wurzeln, Stengeln und Blättern aufgespeichert haben. In den grün abgeernteten Hülsen, die größtenteils aus Wasser bestehen, sind nur geringe Mengen Stickstoffverbindungen abgelagert, die allerdings mit der Reife der Samen erheblich zunehmen. Auch das Kraut der Erbsen und Puffbohnen eignet sich zur Gründüngung. Nur sollte man es alsbald nach der Ernte untergraben, ehe die Stengel hart und holzig sind, da sie dann lange Zeit zur Verwesung brauchen.

## Blumen in Haus und Garten

Auch für den Winter gibt es Balkon- und Fensterkühn.

Im Herbst, wenn Fröste zu befürchten sind, verschwinden allmählich von den Fenstern und Balkonen die Blumenkästen. Fuchsien, Geranien kommen so, wie sie den Sommer über in den Kisten waren, in einen hellen, trockenen Keller. Dort werden sie nur so viel gegossen, daß die Erde nicht zu sehr austrocknet. Alte, abgefallene Blätter entfernt man regelmäßig. Im Frühjahr nimmt man die Pflanzen aus den Kisten, beschneidet die alten Wurzeln, ebenso die Triebe stark, und bringt sie wieder in die mit Erde beschichteten Kisten. Bis zur Verwurzelung gießt man nicht viel, stellt aber die Pflanzen fest ins volle Licht. Sobald es nun, wenn man noch einen weiteren Satz Kisten hat, der den Winter über draußen bleiben kann. Er wird vorteilhaft mit kleinen Lebensbäumchen (Thuja) oder kleinen Fichten bepflanzt. Diese geben einen schönen Schmuck für Balkon und Fenster. Man hat die Pflanzen in Töpfen in die Kisten vergraben und kann sie so gut im Frühjahr herausnehmen und im Garten bis zum nächsten Herbst in den Boden versenken. Hier ist nur darauf zu achten, daß die Pflanzen nicht zu trocken werden. Bei heißer Witterung sind sie für eine Brause sehr dankbar. — Juvor kann man den Kisten noch einen Herbstkür durch eine Bepflanzung mit winterharten Geranienhemden geben. Diese sind ja bekanntlich für jeden Geschmack in den herrlichsten Farben zu haben. Man kann sich die Pflanzen im Sommer auf Gartenbeeten für diesen Zweck anschauen. Sie lassen sich im Herbst leicht mit guten Wurzelballen in die Kisten verlegen. Auch eine Bepflanzung mit den bekannten Frühjahrsblühern, Stiefmütterchen, Maiglöckchen, Vergißmeinnicht u. a. ist lohnend. Bei einer solchen Wahl wird man allerdings keine weitere Pflanzung durch die erwähnten Fichten und Thuja vornehmen können. Eine weitere Möglichkeit liegt in der Bepflanzung mit frühblühenden Stauden, wie verschiedenen Primelarten, Anemone, Gänsekresse oder Pflanz. Dazwischen lassen sich auch Zwiebeln von Schneeglöckchen, Narzissen, Akelei, Tulpen usw. streuen. Bei strenger Kälte ist eine Abdeckung der Kisten mit Fichten geboten. Solche Bepflanzungen der Kisten halten jahrelang vor, wenn sie im Sommer an einen nicht zu sonnigen Platz kommen und angemessen gegossen werden.

## Vieh- und Geflügelzucht

Die Zuggeschirre für Pferde.

Bei den Geschirren der Zugtiere wird in den meisten Fällen leider weniger das Zweckmäßige als vielmehr das Äußerliche berücksichtigt. Und doch ließen sich die Tiere weit mehr schonen bzw. höhere Zugleistungen erreichen, wollte man die Zuggeschirre mehr den Verhältnissen sowie den Eigenarten der Tiere anpassen. Für die Feldarbeiten eignen sich die Sielengeschirre am besten, da sie leicht sitzen und so den Tieren bei der Hitze nicht so lästig werden wie das schwere Kummer. Ebenso wird man Sielen verwenden, wenn keine schweren Lasten zu bewältigen sind. Ferner in der Ebene, wo es kein Abwärtsfahren mit schweren Wagen und damit kein Anhalten der Last für das Pferd gibt, eignet sich besonders das Sielengeschirr. Schließlich kommen dafür noch alle Pferde leichter Rassen in Betracht, die einen starken Widerrist haben und daher ein Kummer weniger gut vertragen können. Das gute Sielengeschirr ist einfach konstruiert. Als Geschirr für den Landwirt besteht es aus dem Brustblatt, einem Nackenriemen und kräftigem Rückenstück mit Füllstoffen. Auf Schwanzriemen sowie schwere Lederkissen soll man verzichten. Das Geschirr wird dadurch nicht billiger, während diese Teile nur einen unnötigen Ballast für das Pferd bedeuten. Scheuklappen sollen bei einem Sielengeschirr nicht vorhanden sein, sie sind als Tierquälerei anzusehen. Das Baumzeug ist so leicht wie möglich gehalten. — Das Sielengeschirr ist auch überall dort angebracht, wo ein Pferd sich durch ein Kummer und geschuert hat. Jeder Landwirt, der seinen Pferden ein Kummer anlegt, soll daher ein Sielengeschirr für solche Fälle bereit haben. Mit dem Kummer kann das Pferd schwerere Arbeiten verrichten. Hier arbeitet das ganze Körpergewicht mit. Schwere Kaltblüter tragen daher am besten das Kummer. Im Gebirge ist es das gegebene Geschirr. Hier gilt es oft beim Abwärtsfahren für das Pferd, den Wagen zu bremsen. Dies ist nur wirksam mit dem Kummer möglich. Das Kummergeschirr ist allgemein ein ziemlich starkes Gebilde. Es muß daher für jedes Pferd durch Unterlegen von Polstern an den erforderlichen Stellen passend gemacht werden. Andernfalls wird das Tier sich bald wund scheuern mit allen unangenehmen Folgen. Zum mindesten kann aber das Pferd mit einem schlecht sitzenden Kummer nicht seine volle Kraft entfalten. Bei einem Kummergeschirr ist das Rückenstück überflüssig. Es ist nur der Rückenriemen erforderlich. Der Schwanzriemen fällt hier ebenfalls weg.

Zusammenfassend sei gesagt, daß das Sielen für Halbblut und alle leichten Pferde sowie bei leichter Arbeit und solcher auf ebenem Gelände angebracht ist. Das Kummer tragen schwere Pferde. Es wird weiter in gebirgigen Gegenden und für schweren Zug benötigt. Immer soll das Geschirr aber den Pferden gut sitzen, keine unnötigen und die Tiere schmerzenden und quälenden Teile haben.

In unseren Ziegen leben noch Gewohnheiten ihrer Stammeltern.

Ursprünglich hatten unsere Ziegen Hörner. Man hat sie mit der Zeit weggezichtet, weil die Ziegen auf der Weide und im Stall besser hornlos zu behandeln sind. Auch ist das Horn ein überflüssiges Organ, das Kräfte zum Aufbau braucht, die bei dem hornlosen Tiere dem übrigen Organismus zugute kommen können. Die Vorfahren unserer Ziegen lebten in der Wildnis im felsigen Gebirge der Mittelmeerländer. Hier wären sie ohne Hörner schonlos ihren Feinden preisgegeben gewesen. Darum gab ihnen die Natur in den Hörnern eine Waffe. Diese üben bereits heute noch die jungen Tiere. Man sieht immer wieder, wie die Zicklein mit den Köpfen übermäßig gegeneinander rennen. Hier macht sich noch ein Trieb ihrer wilden Vorfahren geltend.

Weil die Heimat der wilden Ziegen das Felsengebirge war, können unsere Hausziegen auch noch vorzüglich klettern. Hier betätigen sich wiederum die jungen Tiere mit Vorliebe. Schwindelfrei können sie sich z. B. am Rande der Dächer der Halmhütten bewegen. Im Gebirge klettern die Ziegen ganz verwegen. Auch dies mußten sie in der Wildnis schon nach den ersten Lebenstagen können, damit sie der Mutter überallhin folgen konnten. Diese war in Folge des Charakters ihrer gebirgigen, waldlosen Heimat nicht in der Lage, die Jungen im Dickschicht vor Feinden zu verstecken, wie dies bei anderen Pflanzenfressern der Fall ist.

Die Ziege ist allgemein als Räuberin bekannt, ja, vielfach als solche verrufen. Greift man aber auch hier wieder auf die Lebensbedingungen ihrer Vorfahren zurück, so ist dies keineswegs verwunderlich. Auf dem Gestein ihrer Heimat herrscht nur eine kümmerliche Vegetation. Einzelne Pflanzenarten kommen überhaupt nicht in größeren Mengen vor. So waren die Ziegen gezwungen, die und da ein Kräutlein zu fressen, um ihren Hunger zu stillen. Leppige Weiden konnten sie nicht. Dagegen fraßen sie, um ihren Hunger zu stillen, auch gerne Zweige von Bäumen und Sträuchern. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn unsere Ziegen trotz spärlicher Weiden immer wieder die Kräutlein am Wege und Blätter der Laubbäume bevorzugen.

Es ist bei den Ziegen wie bei so vielen unserer Haustiere: obwohl sie schon Jahrtausende von den Menschen gezüchtet werden und ihren natürlichen Lebensbedingungen mehr oder weniger entzogen wurden, bringen immer wieder Gewohnheiten ihrer Vorfahren durch. Diese erscheinen uns oft rätselhaft, weil wir sie vom Standpunkte unserer Verhältnisse aus betrachten. Dies ändert sich aber gleich, wenn wir an die Lebensgewohnheiten der Vorfahren unserer Haustiere in der Wildnis denken. Wir können uns so nicht nur vieles erklären, sondern sollten diese Erkenntnis auch dazu benutzen, um in manchen Dingen unseren Haustieren besser wie seither gerecht zu werden.

## Obst- und Gartenbau

Es gibt auch nützliche Insekten im Gart.

Im Garten tummelt sich manches Insekt, das man töten, sondern immer nur schonen sollte. Es sind die sogenannten „Raubinsekten“, die sich von anderen Schädlingen ernähren. Hierher gehören vor allem die Laufkäfer in verschiedenen Arten. Wie ihr Name schon sagt, sind sie flinke Läufer, wozu sie ihre langen Beine befähigen. Außerdem haben sie kräftige Kiefer, um die Beute zu fassen. Bekannt sind besonders die „Goldlaufkäfer“, auch Goldschmiede genannt, ferner die ihnen ähnlichen, aber etwas größeren „Puppenräuber“, der „grüne Käfer“ oder „Feldlaufkäfer“ hingegen ist etwas kleiner. Gleich den Käfern selbst sind die Larven durch Vertilgung anderer, schädlicher Insekten sehr nützlich. Hierher gehört auch das Johanniskrautwurmchen oder der Leuchtkäfer, der, wie seine Larven und sein geflügeltes Weibchen, der Schenkeljagd obliegt. Bekannt ist ferner das kleine Marienkäferchen, das gleich seinen Larven sich von Blattläusen ernährt. Es legt seine Eier mitten in die Blattlauskolonien hinein. Bei Massenbefall durch Blattläuse ist allerdings leider nicht immer allzu viel von der Hilfe durch die Marienkäferchen bei der Bekämpfung zu bemerken. Blattlausfeinde sind auch die Florfliegen und ihre Larven, die als „Blattlauslöwen“ bekannt sind. Dasselbe gilt von der Schwebefliege, deren Larven gründlich unter den Linsen aufzuarbeiten. — Die Wasserjungfer ist eine geringe Räuberin, die im Fluge ihre Beute, vor allem Kleinmottenlarven, erhascht. — Die Weermägen (in verschiedenen Farben) fangen ihre Opfer aus. Ferner soll man dem Weberfliecht Schutz angeheben lassen, da auch er von Schädlingen lebt. — Auch die Schlupfwespen (wenn auch keine Raubinsekten), sind als äußerst nützlich anzusehen. Die Schlupfwespe besitzt einen „Legebohrer“, mit dessen Hilfe sie ihre Eier unter die Haut von „Wirtskieren“ legt. Dabei entwickelt sie einen erstaunlichen Spürsinn. Sie beglückt mit ihren Eiern nämlich nicht nur frei umherkriechende Raupen von Schmetterlingen, sondern weiß auch deren Puppen in den mannigfaltigen Verleiden ausfindig zu machen. Aus den Eiern entwickeln sich die Larven, die dann im Körper des Wirtes leben und diesen auszehren. Oft verpuppt sich die Larve auch dort und nagt viel später als fertige Schlupfwespe durch. Am meisten bekannt ist das Erscheinen von Schlupfwespen aus den Raupen des Kohlweißlings. Die Raupen sind dann von den Wespenlarven vollständig ausgefressen und gehen elend zugrunde. — So geht es bei den Insekten wie bei den höheren Tieren: jede Art hat ihren Feind, meist ein Raubtier, das dafür sorgt, daß keine allzu große Vermehrung stattfindet. Die Feinde treten überall desto zahlreicher auf, je größer die Zahl der Opfer ist. Es waltet so in weiter Einteilung überall in der Natur ein wunderbares Gleichgewicht.

## Meerschweinchen als Mistproduzenten für den Kleiniegärtner und Siedler.

Für den Kleingärtner und Siedler ist Stallung oft nur sehr teuer zu haben. Vorzügliche Mistproduzenten sind nun die Meerschweinchen. So klein die Tiere auch sind, die Produktion an Dünger ist im Verhältnis zu ihrer Größe erstaunlich. Man kann rechnen, daß ein Stamm von 10 Weibchen mit seinem Nachwuchs im Jahre den Mistbedarf für ein Stück Land von 2–3 ar deckt. Dabei werden die Meerschweinchen im Laufe des Sommers besonders mit Unkraut und Gemüseabfällen aus dem Garten ernährt. Für den Winter pflanzt man Rüben aller Art und sammelt einen Vorrat an Heu. Selbst wenn man letzteres kaufen muß, lohnt sich die Zucht immer noch. Das Meerschweinchen ist im übrigen durchaus kein Sporttier. In den Laboratorien der Röntgen- und pharmazeutischen Fabriken werden alljährlich große Mengen von Meerschweinchen zu Versuchszwecken benötigt. Durch den Verkauf von Jungtieren verdienen die Meerschweinchen ihr Winterfutter, wenn nicht sogar ein Ueberschuß aus der Zucht zu verzeichnen ist. Den Mist hat man aber sicher kostenlos, und das ist ja die Hauptsache. — Die Meerschweinchen werden wie die Kaninchen gehalten und gefüttert. Sie haben den Vorteil, daß sie mit verhältnismäßig kleinen Ställen auskommen. Diese sollen aber auch hell und luftig (nicht zugig), sowie sauber und trocken sein. Wer viel Mist produzieren will, muß für hinreichende Eintrien sorgen. Zur Bindung der Fauche wird vorteilhaft immer wieder eine Schicht Torfmüll gestreut. In solcher hinreichend vorhanden, dann unterbindet man am besten den Abfluß des Urins aus dem Stalle vollständig. — Das Meerschweinchen trägt 2–5 Wochen. Die Zahl der Jungen schwankt zwischen 2–5 Stück. Gleich nach der Geburt laufen sie herum und fressen auch schon in den ersten Tagen. Im Alter von 4–6 Wochen sind sie verlaufsfähig. Die Institute verlangen Tiere im Gewicht von 200 Gramm.

„Zwischen Bodensee und Donau“

Stodach / Meßkirch / Fullendorf.

Jahresheft 1934 des Landesvereins Badische Heimat, her ausgegeben von Hermann Eris Bussle, Freiburg i. Br. 400 Seiten mit über 300 Abbildungen, Hans Badische Heimat Freiburg i. Br.

Planmäßig erfüllt der Landesverein Badische Heimat, das Verprechen, dem Lande Baden im Lauf der Jahre eine Landeskunde wertvollster Art zu schaffen, die zur Grundlage für alle weiteren wissenschaftlichen Forschungen dient. Während das letztjährige Buch ins badische Frankenland führte, in den nördlichsten Zipfel Badens, in die „Stulpe des Reiterkriegs“, es handelt sich um die Landschaft hinter dem Bodensee, die von den Bezirken Stodach, Meßkirch, Fullendorf umschrieben ist. Drei große landschaftliche Ereignisse hat dies sonst sehr stille und eigentümliche Gebiet aufzuweisen, und zwar an seinen Grenzen. Im Süden den Wang des Sees, im Südwesten die Hegauberge, im Norden das Donautal von Tuttlingen bis Sigmaringen. Hermann Eris Bussle, der Gestalter des diesmal sehr stattlich sich darbietenden Jahrbuches, führt eingangs in großer Schau in das Wesen der verschiedenartig geformten Landesteile. In Nach dieser in manchen Teilen berauschend schönen Einleitung wendet er sich zu den einzelnen Abhandlungen und Aufsätzen, von denen die wichtigsten hier genannt seien. Wiederrum sind viele namhafte Mitarbeiter gewonnen worden.

Die Geologie der Umgebung von Meßkirch, Fullendorf und Stodach behandelt der bekannte Geologe Geheimrat Dr. Wilhelm Schmidle. Ueber „Urgeschichtliche Forschungen zwischen Donau und Bodensee“ berichtet der durch eine erfolgreichen Ausgrabungen bekannte Freiburger Universitätsprofessor Dr. Georg Kraft. „Geschichte zwischen Bodensee und Donau“ vermittelt Dr. Dietrich Siebert, während Vic. Haus „Das Blutgericht von Seraningen“ (1526) nach geschichtlichen Quellen gewissenhaft darstellt. Kilian Weber gibt Bericht „Wie die Landgrafschaft Nellenburg badisch wurde“. Die „Christliche Kunst der drei Bezirke Stodach, Meßkirch, Fullendorf“ behandelt Dr. Hermann Winter in Wort und Bild. Ueber Stodach sind mehrere Arbeiten zu lesen, von Prof. H. Vettinger über die Geschichte Stodachs, von Oberbaurat Dr. Schlippe über den Stodacher Kirchturm, von Paul Sättler über das schöne Gefallenmal in Stodach, von Erwin Krumm geschaffen, über die „Fahnen in Stodach“ schreibt der Narrenrater August Mettlich, über die Mumbart Prof. Dr. Ernst Buch.

Meßkirch ist ein ausgezeichnete Aufsatz gewidmet von Paul Mos, der auch die Geschichte des Stadtbildes und Schloßes behandelt. Architekt Mos schrieb auch eine schlußreiche Abhandlung über Fullendorfs Baugeschichte und Baueise, über die interessanten Fachwerkbauten zwischen Bodensee und Donau; seine Aufsätze sind reich und anschaulich bebildert. Meßkirchs berühmte Männer Abraham a Sancta Clara, von Prof. Dr. B. G. Desterling dargestellt, und Konradin Kreuzer, dessen Lebensbild der Freiburger Erzbischof Dr. Konrad Gröber, ein geborener Meßkircher, schrieb, dürfte natürlich nicht fehlen. Das geistige Erbe derer von Zimmern“ betrachtet Prof. Dr. Karl Freisenhans, Direktor der Landesbibliothek. Den Heuberg kennt Hauptlehrer M. Vogel genau und ihm verdanken wir eine Reihe reizvoller Aufnahmen. Den Bildbilden M. Heise in Stodach, A. Engelmann in Fullendorf, K. Gödel und J. Schübe in Meßkirch steht ein besonders herliches Wort des Dankes und Lobpreisung zu.

Einem umfassenden Aufsatz über Fullendorf leitet der Direktor des Landesmuseums in Karlsruhe, Professor Dr. Hans Kott, bei, betitelt „Ein Gang durch das reichstädtliche Fullendorf“. Die Fullendorfer Dr. Johann Schupp, Josef und Maria Schupp geben Familiennamen des alten Fullendorfer Seelbuchs“ bekannt, berichten über ein alteingesessenes Fullendorfer Handwerker-geschlecht, eine Mundartprobe und eine Darstellung der Pferdesegnung des Enlogiusrittes in Altholterberg beschließen. Ueber die für die Bauernschaft der Landschaft lebenswichtige Viehhaltung gibt Tierzuchtredirektor H. K. übig Auskunft in seinem Aufsatz „Kinderzucht in Stodach, Meßkirch und Fullendorf“. Der Heuberg, das Donautal, Bodman am Heberlinger See, ferner das leistungsvolle Ziegen-tal mit der Ueberlieferung seiner Bihermänner werden in guten, vorab mit reicher Bildfolge bedachten Aufsätzen berücksichtigt. Werner Dollweide wird durch Hans Wagner als bodenständiger Künstler gewürdigt.

Es ist nicht möglich, allen Einzelheiten gerecht zu werden, doch soll der Beitrag von Freiherr R. v. Bodman über „Vogelheim und Vogelschutz“ nicht vergessen sein, zumal hiermit gleichzeitig ausgesprochen ist, daß alle kulturellen Aufgabengebiete Berücksichtigung fanden. Eine Reichhaltigkeit ohnegleichen vermittelt das Jahrbuch.

In den Ketten des Mahdi

Statin Pascha als Gefangener in der Weihnachtsnacht vor 50 Jahren. — Ein Jahre in der Gewalt der Mahditen.

Es mag vielen unwahrscheinlich vorkommen, daß Statin Pascha, ehemaliger Offizier der österreichischen Armee und später Gouverneur der Provinz Darfur im Sudan, dessen abenteuerliche Schicksale als Gefangener des Mahdi vor 50 Jahre eine Welt in Schrecken versetzten — erst vor zwei Jahren in Wien gestorben ist. Er kämpfte während des Weltkrieges im österreichisch-ungarischen Heer und verbrachte seinen Lebensabend in Wien. Als Statin Pascha starb, war er 75 Jahre alt.

Ein rascher, geradezu unwahrscheinlich rascher Aufstieg kennzeichnet das Leben dieses Mannes, das auf höher Höhe angelangt, urplötzlich in tiefe Bitternis führen sollte.

Rudolf Statin wurde 1857 als Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Ober-St. Veit bei Wien geboren. Sein unruhiges Blut führte ihn als Kaufmann nach Ägypten. Als Begleiter eines Afrikaforschers gelangte er nach Chartum und unternahm später eine selbständige Reise nach dem damals noch unerforschten Nubien. Auf dieser Reise lernte er den Generalgouverneur des Sudan, Gordon Pascha, kennen. Als Statin nach Desterreich zurückgekehrt war, erreichte ihn ein Brief Gordons mit der Aufforderung, wieder in den Sudan zurückzukehren und ihm bei der Bekämpfung der aufständischen Stämme zu helfen. Sobald er sich freimachen konnte, eilte Statin jetzt wieder nach Chartum, wo er von dem englischen General überaus freundlich aufgenommen wurde. Länger als ein Jahr bereite er im Auftrag Gordons als Finanzinspektor das Land. Als er wieder in Chartum war, erhielt er die ehrenvolle Berufung zum Mudir, das heißt zum Gouverneur der Provinz Darfur. Jetzt war Statin knapp 25 Jahre alt. Ein Jahr darauf wurde er zum Generalgouverneur ernannt.

Die nächsten Jahre brachte Statin fortgesetzt Kämpfe in dem ihm anvertrauten Gebiet. Alle Verabredungen erwiesen sich als fruchtlos, und als der Aufstand des Mahdi ausbrach, sah Statin das Wert, das er aufgebracht, langsam zusammenbrechen. Dieser Mahdi, ein bettelarmer, bis dahin gänzlich unbekannter Fakir, mit Namen Mohammed Achmed, hatte sich für den Nachfolger des Propheten erklärt. Er bezeugte laut, beauftragt zu sein, das Werk Mohammeds zu vollenden, die Ungläubigen mit dem Schwert zum Glauben zu bringen, alle Gläubigen zu einem Reich zu vereinen, um auf diese Weise zu den Freuden des Paradieses zu gelangen. Und die Gläubigen, die ihm folgten, die schlecht bewaffneten, halbberühmten Haufen, erfochten dem Mahdi Sieg auf Sieg. Die Engländer mußten sich zurück-

ziehen. Immer größer waren die Scharen geworden, die in blindem Glaubenswahn in dem Mahdi den Abgeländeten Allah zu erkennen glaubten. Stamm auf Stamm fiel ihm zu. Es hieß, man kämpfte für die Wiederaufrichtung des rechten Glaubens, aber in Wirklichkeit herrichten Plünderung und Mordlust. Die Mahditen waren urplötzlich zu einer Macht geworden, die sich weder um die Türken noch um die englische Regierung kümmerten und den Sudan Stück für Stück an sich rissen.

In 27 Gefechten, womit die 4 Jahre seiner Amtstätigkeit angefüllt waren, hatte Statin sich mit seinen Leuten tapfer zur Wehr gesetzt. Er achtete keines eigenen Lebens nicht, aber selbst ein Teil von seinen Leuten gehörten schon zu den Anhängern des Mahdi und kämpften nur noch mit Unlust. General Gordon verteidigte sich in Chartum seit März 1884 verzweifelt gegen die Uebermacht, die ihn bedrängte. Die Verbindung mit Ägypten war abgebrochen, und als El Debid, die Hauptstadt von Kordofan, gefallen war, und der englische General Hicks einen furchtbaren Untergang gefunden hatte, mußte auch Statins Schicksal als besiegelt gelten. Er gab den Widerstand auf und wurde gefangen gesetzt. Seine Truppen hatten freien Abzug gehalten, aber er stand jetzt allein als Christ, Tausenden von siegestrunkenen Mohammedanern gegenüber. Nun lag er

am Weihnachtsabend in seinem Zelt und ließ die Vergangenheit an sich vorüberziehen. Die Zukunft lag dunkel vor ihm, denn der Mahdi hatte sich ausbedungen, selbst über das weitere Schicksal Statins zu entscheiden. Es waren der furchtbarsten Demütigungen viele, die er erdulden mußte. Sein alter Major Kamada, den man abgefordert von Statin gefangen hielt, erhielt täglich tausend Peitschenhiebe, damit er gestände, wo er seine Schätze verborgen halte. Statin hat bei dem Anführer Bogal um das Leben dieses Zapheren. „Nur wenn Du einen Fußfall für ihn tust, will ich ihn Dir überlassen“, sagte Bogal höhnlich. Um den Gepeinigten zu retten, tat Statin, was man von ihm verlangte. Man brachte ihn zu Kamada, aber er fand nur noch einen Sterbenden, der in seinen Armen den Geist aushauchte.

Dann kam eines Tages der große Augenblick, wo der Mahdi sich herabließ, den Ueberwundenen zu empfangen. Statin mußte auf Befehl des Mahdi in dessen Namen einen Brief an General Gordon schreiben, in dem der Engländer ermahnt wurde, sich zu ergeben, um seine Seele zu retten — „Sieg gehöre dem Mahdi. Statin schrieb dies, legte aber ganz heimlich hinzu, Gordon solle sich halten, solange es irgend möglich. Der Brief wurde durch Unterhändler übergeben. Natürlich traf keine Antwort ein. Man nahm Statins Brief als Urache an. Jetzt begann Statins schlimme Zeit. Er wurde in ein Zelt geführt, wo alles vorbereitet war, um ihn in Ketten zu schließen. Seine Fesseln wurden in harte eiserne Stänge miteinander verbunden und zusammengeschmießt. Um den Hals wurde ihm ein harter Eisenring gelegt, von dem eine schwere Kette herabhängte.

In diesem Zustand wurde Statin auf den weiteren Feldzügen des Mahdi mitgeschleppt, weil er in den Ketten nicht gehen konnte, wurde er auf einen Esel gesetzt. Wurde ein Lager aufgeschlagen, erhielt er ein kleines, zerlegtes Zelt. Draußen standen schwerbewaffnete Soldaten und bewachten ihn. Oft erhielt er tagelang keine Nahrung. Einmal forderte man ihn auf, ein Gefäß mit Wasser in die Stadt Chartum zu bringen, die der Mahdi jetzt belagerte. Die Mahditen wußten nichts mit der Kanone anzufangen. Statin lehnte ab und wurde zur Strafe noch mit einer zweiten Fesselle belastet. Immer enger wurde Chartum umschlossen, immer heftiger bekämpft. Der verpfändete englische Entschluß blieb aus. Am 26. Januar verpfändete gellendes Geschrei und wilder Jubel, daß die Stadt gefallen war.

Statin erhob sich mühsam und trat vor sein Zelt, voran schritten drei Negersoldaten, von denen einer ein blutiges Bündel in seinen Händen trug. Die Negers traten an Statins Seite, einer schlug das Tuch auseinander und zeigte dem Zurückweichenden

das blutige Haupt General Gordons.

Statin sah sich, suchte mit Gewalt sein Entsetzen zu beherrschen und blidte ruhig in das fable Antlitz. Haar und Bart hatten die letzten Wochen gebleicht. Die Menge der Schreden häufte sich in den nächsten Tagen. In dem erkürzten Chartum wurden die Männer getötet, Frauen und Kinder in die Sklaverei getrieben. Jeder, der im Verdacht stand, etwas zu besitzen, wurde grauam gemartert.

Sehn Monate trug Statin die Fesseln, dann wurden sie ihm abgenommen, und seine Lage verbesserte sich etwas. Seine Fesse hatten ganz ihren Gebrauch verloren. Mühsam führte man ihn zum Mahdi, der ihn wieder empfangen wollte. Der sagte höhnlich: „Man hat mir angeboten, Euch Christen gegen andere Gefangene auszutauschen, aber ich liebe Euch mehr als meine Brüder und denke nicht daran, Euch herzugeben“. Dann wurde Statin dem Kalifen als Begleiter zugeteilt mit der Pflicht, das Mahdi nebenher zu laufen, wenn der Kalif auf dem Pferde sitzt. Tagsüber sollte er vor der Pforte des Kalifenhauses sitzen, nachts aber in das Haus zurückkehren, das ihm zur Wohnung angewiesen wurde. So vergingen Jahre. In Statins Lage änderte sich wenig. Das schmeichelte dem Kalifen, den Mann als Diener um sich zu haben, der einst der Mächtigen in Darfur gewesen war. Einen einzigen Hoffnungsschimmer gab es für Statin in dieser schrecklichen Zeit, das waren die Bemühungen seiner Angehörigen in Wien, sich mit ihm in Verbindung zu setzen und seine Flucht anzubahnen. Jahre hindurch mußte diese Flucht noch aufgeschoben werden.

Endlich, am 20. Februar 1895, war alles soweit — — — Kamele waren gekauft und standen bereit. Drei Stunden nach Sonnenuntergang, in einer kalten Nacht, die die Mohammedaner in den Häusern hielt, begann das gewagte Unternehmen. 21 Stunden ritt Statin ununterbrochen. Am Abend des zwölften Tages sah er den Nil vor sich, erst jenseits des Flusses war er in Sicherheit. Am 16. März traf er in der ägyptischen Stadt Assuan ein, begrüßt von den haunenden Offizieren, die nicht glauben wollten, daß es einem Mann nach 50 Jahren gelungen war, sich lebend aus der Gefangenschaft des Mahdi in Sicherheit zu bringen. Ueber Kairo gelangte Statin nach Wien zurück. Unerschütterliche Geduld und Beharrlichkeit hatten ihn der Freiheit wiedergegeben. Der Kaiser erhob ihn in den Ritterstand.

Zwei Jahre später zog er noch einmal nach Ägypten, um im englischen Generalstab an der Bekämpfung des Mahdi teilzunehmen. In Omdurman, wo er als Sklave jahrelang gefesselt hatte, zog er jetzt als Sieger ein.

Das Krankenhaus der Vögel

Ueber 10 000 Vögel gerettet — Die „Leichte“ und die „Schwere“ Abteilung

Wenn man in Houston in Texas jemanden fragt, wo das Vogelhospital sei, dann geht der Gefragte mit bis zum Tor des großen Hauses, das in einem weiten Park liegt. Man spricht mit größter Hochachtung von der Leiterin dieses Krankenhauses, der Marjorie Shear. Wie sah man einen Menschen, der sich der kleinen und großen gefiederten Freunde liebevoller annahm, als diese Mrs. Shear. Dieses Hospital wird nach den modernsten Gesichtspunkten der menschlichen Chirurgie und Drüsenforschung geleitet, nenn vorzügliche Spezialisten ihr eigen und läßt nichts unversucht, wenn es gilt, ein Vogelleben zu erhalten. Auch die Wissenschaft hat hier Gelegenheit, großartige Versuche zu machen.

In großen und kleinen Käfigen sieht man Hunderte von Vögeln beisammen, die einen sind verbunden, die anderen scheinen nur als Pensionäre oder als Genesende hier bei vollen Futternäpfen zu weilen. Wir sind in der „Leichten Abteilung“.

Welches Bild aber bietet sich uns, wenn wir in den

Operationsraum kommen! Da werden die Vögel mit Aether und anderen Betäubungsmitteln eingeschläfert. Das allein bedurfte einer eigenen Wissenschaft, da die Vögel viele Gasarten länger ertragen sollen als die Menschen.

Eben wird ein Kanarienvogel gebracht, dem man ein Bein richten und schienen muß. Eine kleine, fast alltägliche Sache. In 10 Tagen ist der Vogel wieder gesund. Oder man sieht einen anderen Vogel, dem der Schnabel aufgerissen ist. Man hat ihm eine Kanüle in den Schnabel gebunden, durch die er ernährt wird, bis der Schnabel sich wieder etwas verwachsen hat.

Noch verblüffender aber ist es, wenn man sieht, wie Vögel, die mit Feder-Schwund eingeleiert wurden bestimmte Serumpräparate erfolgreich behandelt wurden gleichzeitig erprobt man eine neue Ernährung, die den Feder-Schwund in Zukunft verhindern soll, denn nur am falsche Ernährung sei diese Krankheit zurückzuführen, so lehrt der Chef dieser Abteilung.

Mit Drüsenpräparaten bringt man müde und alte Vögel wieder zur Frische und gibt ihnen dann durch bestimmte Sirups, die ihnen eingeflüßt werden, die klare Stimme wieder.

Uebrigens erzählt man sich von dieser Vogelwohltäterin daß sie schon als ganz kleines Mädchen von 8 Jahren ihre Berufung fühlte, als sie einem Vogel, der eine Nadel ver schluckt hatte, den Hals aufschnitt, die Nadel herausholte und dann den Hals wieder sorgsam zunähte. Der Vogel habe diese Operation überstanden. Seitdem mehr, als bei für diese kleine Ketterin nichts anderes gesund. Die Vögel dieser Erde zu helfen — nur deshalb baute sie ihnen dieses Hospital, das nicht seinesgleichen auf der Welt hat.

Wievielen Tieren sie schon das Leben rettete, weiß niemand genau, aber mit 10 000 ist die Zahl gewiß nicht so hoch gegriffen. 10 000, 100 000 kleine Vogelseele werden es ihr danken . . .

Wesjehwirkungen geistiger und körperlicher Arbeit

Wer hätte nicht schon an sich beobachtet, daß seine geistige und körperliche Leistungsfähigkeit mit den Tagesstunden erheblichen Schwankungen unterworfen ist? Vielleicht kommt jeder Mensch dabei zu anderen Resultaten. Ein bestimmter, sich täglich wiederholender Rhythmus wird sich allerdings in den meisten Fällen (von Krankheiten, Erregungen etc. abgesehen) feststellen lassen. Diese Folge guter Leistungsmöglichkeiten bald auf praktischem, bald auf geistigem Gebiet, von Stunden guter Aufnahmefähigkeit und solchen leichter Mitteilung an andere, von gesteigerter Energie und schöpferischer Pause, ist mit der größeren Friihe am Morgen und der Ermüdung gegen Abend keineswegs ganz erklärt. Es liegt auf der Hand, daß es mehr bedeuten müßte, als bloße Zeit- und Kräfteparnis, sein Tagewerk diesen Gegebenheiten entsprechend zu ordnen. Für viele Hausfrauen besteht z. B. beim Gestalten des Arbeitsplanes eine gewisse Freiheit. Dachten sie nur daran, die Stunden, die sie als ihre besten erkannt haben, freizubehalten für schwierige, vollste Konzentration erfordernde Aufgaben, so könnten sie den Wirkungsgrad ihrer Arbeit erheblich verbessern.

Neben der Tatsache, daß gewisse Arbeiten sich zu bestimmten Stunden am besten erledigen lassen, gewinnt das natürliche Bedürfnis nach Pausen und nach Wechsel in der Art der Tätigkeit Bedeutung. Im allgemeinen werden Menschen, die völlig hingeeben an ihr Werk, selbständig schaffen, wie Künstler, Gelehrte, Bauern, Handwerker oder Erfinder Ruhepausen nur in den Abständen einlegen, die sich an ihrem Schaffen von selbst ergeben. Anders der mit mechanischer oder unselbständiger Arbeit Betraute. Er hat umso mehr innere Widerstände zu überwinden, je weniger er in seiner Tätigkeit aufgehen kann.

Belebend wirkt auf die meisten Menschen ein Wechsel in der Art der Tätigkeit, wenn er in sinnmäßigen Zeitabständen erfolgt. Wer stundenlang über Büchern hockt, möchte sich bewegen, kräftiger Atem holen und das bisher nur im Kopf konzentrierte Bewußtsein in den ganzen Körper schicken. Vielleicht wird er mit Freunden einen Korz Holz spalten und danach erfrischt und aufgelodert an den Schreibtisch zurückkehren, um schneller als nach ununterbrochener Arbeit sein Ziel zu erreichen.

Umgekehrt wünschen andere, den ganzen Tag in der Tretmühle körperlichen Mühsens stehend, öfters eine Stunde geistlicher Tätigkeit. Sie können sich dabei ordnen, Ueberblick gewinnen, ehe sie von neuem ansetzen.

Je weniger der Beruf einen solchen Wechsel erfordert oder gestattet, umso stärker müssen wir uns bemühen, den Feierabend als deutlichen Ausgleich für das Tagesgeschaffen zu gestalten. Trotz aller erteulichen Bestrebungen auf dem Gebiet der körperlichen Schulung wird nur ein Teil der sitzenden Beschäftigten von ihnen erfaßt. Geldmannel, Müdigkeit und das Fehlen kleinerer, auf Aeltere, Schwache und Ueingeübte eingestellte Kurse mögen die Hauptursachen sein. So begreiflich sie sind, dürfen sie doch nicht zu endgültiger Resignation im Lebensgefühl führen. Mit ein wenig gutem Willen und Nachdenken lassen sich Möglichkeiten körperlicher Uebung für jeden finden. Einfache, praktische Arbeiten, besonders im Garten, sind da wertvolle Helfer.

Der Ausgleich für reine Handarbeit wird oft weniger klar erkannt. Gewiß ist auch hier körperliche Schulung nötig — wichtiger oft ein wenig „Denksport“. Andauernde schwere Arbeit hemmt die Gedankenfähigkeit. Manche Hausfrau wird bezagen können, daß sie z. B. durch Hausputz und ähnliche Anstrengungen „geistig verdoht“. Ein förmlicher Hunger nach geistigen Anregungen macht sich geltend. Rätsel und Gesellschaftsspiele, Erzählen, Vorlesen können hier von großem Wert sein. Sie beleben und üben die brachliegenden Kräfte.

Wir müssen erkennen, daß wir die Möglichkeiten unserer geistigen und körperlichen Kräfte umso besser nutzen, je sinnvoller ein Wechsel von Anspannung und Entspannung von ernstem Schaffen und fröhlichem Spiel, harter Arbeit und stillem Besinnen geordnet ist.

Korjische Blutrache?

In einem Pariser Nachtlokal gab es in der Nacht zum Sonntag eine Revolverschierei. Drei Personen, darunter ein fünfjähriges Kind, wurden schwer verletzt. Das Kind ist inzwischen seinen Verletzungen erlegen. Es scheint sich um die Austragung einer korjischen Blutrache zu handeln; denn ein Korze verließ nach der Schierei, deren Ablauf nicht genau zu beobachten war, überkürzt das Lokal, wodurch er sich verächtlich machte. Bei der Verhaftung bestritt er, irgend etwas mit dem Vorfall zu tun zu haben.

Bücher.

Lohnsteuer-Veänderung! Mit dem 1. Januar tritt bekanntlich eine grundlegende Veänderung der Lohnsteuer in Kraft. Ein Selbsterrechner der Lohnsteuer ist fernerhin unmöglich. Die Durchführungsvorordnung zum neuen Lohnsteuergesetz muß genauestens beachtet werden und schließt die Unkenntnis derselben keineswegs eine Haftung, evtl. sogar Bestrafung aus. Interessenten erhalten gerne auf Verlangen gratis und franco 1 Exemplar der Durchführungsvorordnung vom Verlag Eduard Wechsler, München 25, Kaiserstraße 45. Lohnsteuertabellen zum sofortigen Ablefen der Lohnsteuer von jedem beliebigen Lohn und Familienstand mit den Durchführungsvorordnungen sind auch zu beziehen beim hiesigen Buch- und Papierhandel.

# Noch drei Monate

## Kampf gegen Hunger und Kälte!

Herr Weise und Herr Kleinlich treffen sich am Neujahrsmorgen auf der Treppe ihres Hauses. Es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Kleinlich: Prost Neujahr, Herr Weise! Wo kommen Sie denn her? Sie haben sich wohl wieder im Dienst des Vaterlandes betätigt?

Weise: Ja, ich habe Spitzenrosetten für das Winterhilfswerk verkauft. Ich würde Ihnen gern noch eine anbieten, aber ich bin schon alle los. Sind ja auch wieder zu hübsch, die Dinger. Am liebsten würde ich nach Tisch noch einmal losgehen.

Kleinlich: Herr Weise, ich bewundere Sie! Immer munter und vergnügt, trotz Ihrer 52 Jahre, und jeden Tag unterwegs für das WSW. Das könnten Sie eigentlich doch mal einem Jüngeren überlassen.

Weise: Mein lieber Kleinlich, wenn jeder so denken würde, dann würde überhaupt nichts geschehen. Außerdem...

Kleinlich: Ja, aber glauben Sie denn, daß das wirklich noch nötig ist? Die Arbeitslosigkeit soll ja so kolossal abgenommen haben. Wenn das tatsächlich stimmt, dann brauchen wir...

Weise: Darauf können Sie sich verlassen, daß das stimmt. Sie sehen es doch mit eigenen Augen — überall wird gebaut — in unserem Hause hier haben doch alle wieder Arbeit. Aber bedenken Sie, daß noch genug übrig bleiben. Vor zwei Jahren waren es sieben Millionen — heute sind noch zwei Millionen Arbeitslose — und dazu die vielen alten Leute, die sich selbst nicht mehr helfen können, die Kleinrentner, die in der Inflation alles verloren haben, die Kinderreichen, für die der Vater gar nicht genug heranschaffen kann, um alle die hungrigen Mäuler zu stopfen, dann die Kurzarbeiter, die noch nicht die ganze Woche beschäftigt werden können, die Kranken und Arbeitsunfähigen — das kommt doch alles noch hinzu. Im vorigen Jahr haben wir oft nur das Nötigste tun können. Das soll dies Jahr besser werden. Und darum müssen wir alle ran, sonst können wir es nicht schaffen.

Kleinlich: Das ist ja alles ganz schön und gut, aber damit allein werden Sie es doch auch nicht schaffen. Die Leute wollen Arbeit und Lohn, aber kein Almosen.

Weise: Da haben Sie vollkommen recht, Herr Kleinlich. Aber das Winterhilfswerk ist doch gerade gegen das Almosengehen! Jeder Bedürftige hat ein Recht darauf, daß wir ihm helfen, denn er ist in den meisten Fällen an seiner Not ganz unschuldig. Wenn es Ihnen so schlecht gehen würde, Herr Kleinlich, und alle Ihre Anstrengungen keine Besserung Ihrer Lage bringen, dann würden wir Ihnen genau so helfen. Aber wir verlangen von jedem, der dazu imstande ist, daß er mitarbeitet. Und schließlich wissen wir alle, daß das Winterhilfswerk allein die Not nicht beseitigen kann. Sie haben ja vielleicht schon mal etwas von der Arbeitsbeschaffung gehört. Die Regierung tut alles Mögliche, um die deutsche Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Aber so lange noch irgend jemand in Not ist, müssen wir eben auf diese Weise helfen. Tja — Kom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden.

Kleinlich: Das finde ich auch ganz richtig, daß die Leute etwas dafür tun sollen, wenn man ihnen hilft. Aber daß Sie auch mitmachen und sich nach Ihrer Berufsarbeit noch mit diesen Leuten herumquälen, das bewundere ich offen gestanden. Das ist doch keine Gesellschaft für Sie!

Weise: Mein lieber Herr Kleinlich, Sie haben offenbar noch nie etwas von Volksgemeinschaft gehört. Wir ist so ein armer Arbeiter manchmal lieber als viele meiner Kollegen. Es gibt prächtige Kerle darunter, und sie haben fast alle mehr Herz und Takt im Leibe als die feinen Damen, die mich an der Haustür durch das Dienstmädchen abfertigen lassen. Es gibt eben überall son'ne und solche. Uebrigens irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß wir es beim Winterhilfswerk nur mit einfachen Leuten zu tun haben. Das Schicksal ist blind und macht keine Unterschiede. Da kenne ich zum Beispiel einen Mann, dem ist es auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einmal auf die Wohlfahrt angewiesen sein würde. Sein Vater hatte mehrere Rittergüter und große Ziegeleien, alles verloren. Er selbst hat alles mögliche studiert, hat die halbe Welt gesehen und sogar Bücher geschrieben. Aber jetzt ist er schwer leidend und weiß nicht, wie er seine Familie durchbringen soll. Seine kleine Tochter hat Knochen-tuberkulose; wir haben sie in ein Heim gebracht, das hätte er allein niemals machen können. Ich unterhalte mich oft mit ihm; er macht schriftliche Arbeiten für das WSW und seine Frau hilft mit in der Nähstube. Sie haben zu viere nur eine Wohnküche und haben in früheren Jahren nicht einmal genug Kohlen gehabt, um sie zu heizen. Darum sind sie auch alle krank geworden.

Kleinlich: Aber das ist ja schrecklich! Kann man dem Mann denn nicht helfen?

Weise: Sehen Sie, Herr Kleinlich, jetzt sind Sie auf einmal gerührt! Aber Sie kommen nicht zu spät. Wenn

Sie jemanden wissen, der Sprachunterricht haben will — er spricht mehrere Sprachen perfekt, damit könnten Sie ihm eine große Freude bereiten.

Kleinlich: Will mal nachdenken. Haben Sie noch mehrere solche Fälle?

Weise: Wir haben alle möglichen „Fälle“, und wir kümmern uns um jeden. Sie sind uns auch alle gleich lieb, denn es sind eben alle deutsche Volksgenossen, und es macht uns auch gar nichts aus, wenn einer etwas schwierig oder mißtrauisch ist; ich kann das so gut verstehen. Was haben sie alles durcngemacht! Oft hat sie nur ein letzter Schein von Hoffnung vor dem letzten Schritt zurückgehalten!

Kleinlich: Na, wir haben es auch nicht ganz leicht gehabt. Erst die Inflation, dann die große Krise, Gehaltsabbau und Steuern, Steuern, es nimmt gar kein Ende. Nun kommen auch Sie immer wieder mit Ihrem WSW. — Ich seh's ja ein, es ist für einen guten Zweck, aber bedenken Sie doch, woher soll man es denn nehmen? Ich glaube doch manchmal, Sie tun des Guten etwas zu viel. Es müssen doch gewaltige Beträge zusammenkommen.

Weise: Das kann man wohl sagen. Aber ich habe Ihnen ja vorhin schon erklärt: es wird auch unendlich viel gebraucht. Wenn Sie einmal einen Augenblick zu mir hereintommen wollen; ich habe da eine Zeitung mit den neuesten Zahlen über die Ergebnisse der ersten Monate. Das ist sehr interessant.



Eine warme Jacke für kalte Tage  
So helfen Deine Spenden die Not lindern!

Die beiden betreten die Wohnung des Herrn Weise und werden von Frau Weise mit einem fröhlichen „Heil Hitler“ begrüßt. Dann entschuldigt sie sich, denn sie hat noch in der Küche zu tun.

Weise: Sehen Sie, Herr Kleinlich: fast 50 Millionen Bargeld sind für das Winterhilfswerk in den ersten beiden Monaten gependet worden. Außerdem etwa 43 Millionen an Sachwerten, soweit man das überhaupt zahlenmäßig erfassen konnte. Dazu noch 8 Millionen an ersparten Frachtkosten, die die Reichsbahn dem WSW erlassen hat.

Kleinlich: Macht zusammen mehr als hundert Millionen! Donnerwetter, die möchte ich mal auf einem Haufen sehen. Damit müßten Sie doch eigentlich den ganzen Winter reichen.

Weise: Sie irren sich, Herr Kleinlich. Im vorigen Winter hat das Winterhilfswerk fast 350 Millionen gebraucht, und wir müßten doch mindestens ebensoviel zusammenbringen. Wenn wir in zwei Monaten 100 Millionen aufgebracht haben, dann würde das in sechs Monaten 300 Millionen bedeuten; fehlen demnach noch fünfzig Millionen. Wir müssen uns also noch tüchtig anstrengen.

Kleinlich: Und ich hatte geglaubt, daß in diesem Jahr viel mehr gegeben worden wäre als im vergangenen.

Weise: Das ist auch richtig, soweit es die ersten Monate betrifft. Im vorigen Jahr war das WSW etwas Neues und mußte sich erst langsam einspielen. Aber in den folgenden Monaten flossen die Gaben um so reichlicher.

Kleinlich: Ich hatte geglaubt, 100 Millionen wären unendlich viel Geld. Und nun reicht es kaum für 3 Monate!

Weise: Hundert Millionen sind auch sehr viel Geld, vor allem, wenn sie aus Pfennigen zusammengetragen werden. Na, nun werden Sie vielleicht verstehen, warum wir uns

so anstrengen müssen. Da gibts kein Vorkassieren — Schritt um Schritt muß erkämpft werden. Zum Beispiel wir hier in unserer Ortsgruppe — wir betreuen neunhundert Menschen, das sind fast dreihundert Familien. Bis zum Frühling sind noch etwa hundert Tage. An jedem Morgen muß in jeder dieser dreihundert Familien der Ofen geheizt werden, an jedem Tage wollen sie alle satt zu essen haben, und ganze Sohlen an den Stiefeln, damit niemand nasse Füße bekommt, und warme Kleidung. Ab und zu einmal auch ein gutes Buch oder ein nettes Konzert, denn der Mensch lebt nicht von Brot allein. — So sieht es in allen Ortsgruppen im ganzen Reich aus. Kommt ein Gau nicht zurecht, so müssen die anderen abgeben — da gibt es eben die Paten-Gaue, und es ist doch unsere verdammt Pflicht und Schuldigkeit, daß wir für unsere Nachbarn sorgen.

Kleinlich: Da haben Sie recht, Herr Weise, das sehe ich ein. Donnerwetter noch mal, wenn man sich das alles so richtig überlegt, dann muß man ja wirklich mehr als bisher geben... Sagen Sie — darf ich Ihnen 5 Mark hier in Ihre Sammelbüchse stecken? Ich will mal sehen, vielleicht habe ich noch mehr bei mir...

Weise: Das ist ja prächtvoll, Herr Kleinlich. Haben Sie vielen herzlichen Dank! So... fünf Mark, sechs Mark, sieben Mark dreißig — da wird sich unser Kassenwart aber freuen! Wenn Sie wüßten, was das für uns bedeutet. Damit haben wir wieder für eine Menge Volksgenossen gesorgt.

Kleinlich: Wirklich? Da möcht' ich noch was geben, damit es weiter reicht! Und Sie sprachen vorhin von Büchern — ich habe da manches, was ich Ihnen zur Verfügung stellen könnte; zum Beispiel habe ich Schillers Werke doppelt, und noch manches andere, was ich zur Not entbehren könnte. Ich muß überhaupt einmal richtig nachsehen...

Weise: Sehen Sie, Herr Kleinlich, so gefallen Sie mir! Das nennt man das Neue Jahr gut anfangen! Wenn Sie und alle anderen so weiter machen, dann kommen wir dieses Jahr bestimmt auf vierhundert Millionen!

## Der Weltmar.



Ein Weltmar so werd ich genannt/  
Du ruhst mein Herz/mund vnd hand/  
Wie ich nur groß Welt und Reichthumb  
Unverschempft listig oberkumb/  
Mit dem Jadenstiech thu ich lauffen/  
Mit Wucher/auffbläsen vnd verkauffen/  
Bin doch darbey sehr genau vnd fark/  
Ich spar das gut vnd friss das arg.

Das schrieb Hans Sachs vor 400 Jahren. Aber solche Volksgenossen gibt es auch heute noch.

## Der Geist von Bionville

Ein 80jähriger Mann, der im Besitze des Mundstücks der Trompete von Bionville ist, schrieb an Minister Dr. Goebbels und schlug ihm vor, dieses Mundstück als Sinnbild des WSW zu verwenden. Er, der am Ende seines Lebens steht und der wohl Anspruch darauf erheben könnte, daß sich andere für ihn sorgen, macht sich noch Sorgen darüber, wie er helfen kann! Und Du?

Es war in der Schlacht von Bionville. Das Gefecht fand seit Stunden. Mählich gingen die Franzosen zurück. Ein einziger deutscher Offizier bemerkte das Zurückgehen, erkannte die Möglichkeit, die sich den deutschen Truppen bot, sprengte mit gezogenem Degen den weichen Franzosen nach und rief in einem fort: „Avancieren, avancieren!“

Mit diesem Rufe sprengte der Offizier an einem Trompeter vorbei, der schwerverwundet im Graben der Straße nach Bionville lag. In dem Lärm der Schlacht und in dem Kanonendonner verhallte die Menschenstimme ungehört. Der Trompeter erkannte das und rief mit todesmatter Hand seine Trompete zum Munde. Er raffte alle Energie zusammen, und trotz seiner schweren Kopfverletzung blies er weithallend immer und immer wieder das Signal zum Avancieren.

Endlich hörten die erschöpften Truppen das Signal, das von anderen Trompetern aufgenommen und weitergegeben wurde. Es flüchte ihnen neue Kraft und neue Angriffsfreudigkeit ein. Während der schwerverwundete Trompeter unter den Anstrengungen seiner Signale tot zusammenbrach, gingen die deutschen Truppen vor und besiegten die Franzosen. So wurde die Schlacht von Bionville gewonnen.

Auch jetzt ist der Feind des deutschen Volkes im Weichen. Die Arbeitslosigkeit, die Not, die Niedergelaggenheit und die Verzweiflung am Sinne des menschlichen Lebens beginnen zu schwinden. Noch ist die Schlacht nicht gewonnen, aber wir stehen vor dem letzten entscheidenden Angriff. Die Trompete von Bionville soll noch einmal zum Siege anfeuern. Das Signal ertönt — avancieren wir!

Nimm eine Spendenkarte für das Winterhilfswerk! Sie kostet nur 10 Pf. und hilft die Not lindern.